

(Nachdruck verboten.)

9)

## Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibanez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal

Die Bewohner der Huerta betrachteten mit hoher Ehrfurcht diese Richter, die aus ihrer Klasse hervorgegangen, und waren stolz auf ihren Gerichtshof. Das hieß man auch wirklich Recht sprechen; das Urteil wurde auf der Stelle gefällt, ohne alle Papiere, die ehrliche Leute nur in Verlegenheit bringen. Der Mangel an Stempelpapier und des Schreibers, der nur Furcht einflößte, das gefiel den Bauern am meisten, die die Kunst des Schreibens, von der sie keine Ahnung hatten, gewissermaßen mit abergläubischer Angst betrachteten. Hier gab es weder Federn noch Schreiber, weder schreckenerregende Gendarmen, noch sorgenvolle Tage, in denen man auf das Urteil warten mußte; hier gab's nur Worte.

Die Richter behielten die gemachten Aussagen im Gedächtnis und fällten dementsprechend ihr Urteil mit der Ruhe von Leuten, die genau wissen, daß ihre Beschlüsse ausgeführt werden müssen. Wer sich unverschämt gegen den Gerichtshof zeigte, dem legten sie eine Geldstrafe auf; wer sich weigerte, sich dem Sprüche zu unterwerfen, dem entzogen sie das Wasser für immer, und dem Unglücklichen blieb nichts weiter übrig, als Hungers zu sterben. Mit einem solchen Tribunal war nicht zu spaßen. Das war die patriarchalische und einfache Justiz des guten Märchenkönigs, der morgens aus dem Tore seines Palastes tritt, um auf die Klagen seines Volkes hin Recht zu sprechen; das war das Rechtssystem des Babylonhüuptlings, der am Eingang seines Zeltes seine Urteile fällt. „Ja, so bestrafst man die Schurken, so verhilft man den ehrlichen Manne zum Siege und stellt Ruhe und Frieden wieder her!“

Während das Publikum, das kein Wort verlieren wollte, — Männer, Frauen und Kinder — gegen die Barriere drängte und sich zeitweise mit den Schultern stieß, um nicht geradezu weg zu erliegen, erschienen die klagenden Parteien auf der anderen Seite der Schranke, vor dem Sofa, das ebenso ehrwürdig wie der Gerichtshof war. Der Aguazil nahm ihnen ihre Stöcke und Hirtenstäbe, die als Angriffswaffen galten, und insolge dessen mit dem dem Gerichtshof schuldigen Respekt unvereinbar waren; er stieß sie vor, bis sie, den kurzen Mantel über den Händen, wenige Schritte vor den Richtern standen. Wenn sie nicht gleich das Haupt entblößten, so riß er ihnen das Tuch vom Kopf. Das war hart, aber mit solchen Burschen mußte man so verfahren.

Die Sitzung wurde beständig von sehr verwickelten Klagen ausgefüllt, die diese unwissenden Richter mit Leichtigkeit schlichteten. Die Kanalwächter, die die Bewässerungsfrage zu regeln hatten, erhoben ihre Beschuldigungen, und die Angeklagten brachten ihre Verteidigungsgründe vor. Der alte Vater ließ seine Söhne sprechen, die sich mit größerer Energie auszudrücken wußten; die Witwe erschien mit irgend einem Freunde des Verstorbenen, der als energischer Beschützer an ihrer Stelle das Wort führte.

Jeden Augenblick kam die südliche Glut bei den Verhandlungen zum Ausbruch. Mitten in der Anklage konnte der Angeschuldigte sich nicht mehr beherrschen: „Lüge! Was man da sagte, war falsch und böshaft. Man wollte ihn zugrunde richten.“ Doch die „Sieben Kanäle“ nahmen diese Unterbrechung mit wütenden Blicken auf. Hier durfte niemand sprechen, bevor nicht die Reihe an ihn kam. Wenn der Angeklagte noch einmal unterbrach, so würde er so und so viel Heller Strafe bezahlen. Und es gab eigensinnige Trostköpfe, die eine Strafe nach der anderen bezahlten und sich von der Wut fortreißen ließen.

Dann rückten die Richter, ohne aufzustehen, auf dem Sofa zusammen, so daß sie wie spielende Ziegen aussahen und tauschten einige leise Worte aus; darauf sprach der Älteste mit feierlicher, gesehener Stimme das Urteil aus, in welchem die Strafen nach Hellern angegeben waren, gerade als hätte das Geld seit Jahrhunderten keine Veränderung erlitten.

Die Mittagsstunde war bereits vorüber, und schon waren die „Sieben Kanäle“ etwas müde, denn schon lange hatten sie

die Wohlthat ihrer Justiz gespendet, als der Aguazil laut und vernehmlich Batische Vorrull aufrief, der wegen Ungehorsams und Verletzung der die Bewässerungsfrage regelnden Vorschriften vorgeladen war. Batische und Pimento schritten durch die Schranke, und die Anwesenden drängten sich noch weiter vor. Man sah hier viele Bewohner des Bezirks, in dem die früheren Neger des Vaters Barret lagen, denn man interessierte sich sehr stark für diese Angelegenheit, in der der verhasste Eindringling auf die Anzeige Pimentos, des Atandadors (Wasserverteiler), angeklagt war.

Pimento, der sich auch mit Wahlen beschäftigte und in der ganzen Gegend den kühnen Mann spielte, hatte sich dieses Amt zu verschaffen gewünscht, das ihm eine gewisse Autorität verlieh und seinen Nimbus bei seinen Nachbarn noch verstärkte; denn diese luden ihn an den Bewässerungstagen aus bestimmtem Grunde gern zu sich ein.

Batische war infolge der Ungerechtigkeit der Anzeige so entrüstet, daß er zuerst blaß geworden war. Mit wütenden Blicken betrachtete er alle diese bekannnten und spöttischen Gesichter, die sich gegen die Schranke drängten; er betrachtete seinen Feind Pimento, der sich stolz hin- und herwiegte, wie jemand, der gewöhnt ist, vor Gericht zu erscheinen und an der unbestreitbaren Autorität der Richter seinen Anteil hat.

„Sprecht Ihr da!“ sagte der „älteste Kanal“, indem er einen Fuß vorstreckte.

In Jahrhunderte alter Gewohnheit bediente sich der Präsident nicht der Hände, sondern zeigte auf den, der sprechen sollte, mit seinem Schuh.

Pimento erhob seine Anklage.

Dieser Mann, der da neben ihm stand, hatte sich, jedenfalls, weil er erst kurze Zeit in der Huerta war, eingebildet, die Verteilung des Wassers wäre etwas Unbedeutendes, und alles müßte nach seinem Willen gehen. Nun hatte er, Pimento, der Atandador, der Vertreter der Wasserjustiz im ganzen Bezirk, Batische die Stunde der Bewässerung seines Getreides angegeben: nämlich für zwei Uhr morgens. Doch dieser Herr, der so früh nicht aufstehen wollte, hatte, als die Reihe an ihm war, die Zeit verstreichen lassen; und erst um fünf Uhr, als das Wasser schon anderen gehörte, hatte er die Ziehschütze des Kanals hochgezogen, ohne von jemand dazu Erlaubnis zu haben — erstes Vergehen —, er hatte den Nachbarn das Wasser gestohlen — zweites Vergehen — und sich mit Gewalt den Befehlen des Atandadors widersetzt, was das dritte und letzte Vergehen bildete.

Der dreifach Angeklagte, der über Pimentos Rede in die höchste Wut geraten war, und dessen Gesicht in allen Farben spielte, konnte sich nicht länger beherrschen.

„Lüge und abermals Lüge!“

Der Gerichtshof ärgerte sich über die Energie und die Respektlosigkeit, mit der der Angeklagte protestierte.

Wenn er nicht schwieg, würde man ihm eine Geldstrafe auferlegen. Doch was waren die Geldstrafen gegen den Zorn dieses friedliebenden Menschen? Batische protestierte weiter gegen die Ungerechtigkeit der Menschen, gegen das Gericht, das Spitzbuben und Schurken, wie Pimento, zu Dienern hatte.

Doch nun geriet der Gerichtshof in Zorn und die „Sieben Kanäle“ zeterten:

„Bier Heller Strafe!“

Blötzlich wurde sich Batische über seine Lage klar; ganz entsetzt über die Geldstrafe schwieg er, während im Publikum das fröhliche Lachen und das Geheul seiner Feinde losbrach; und er blieb unbeweglich mit gebeugtem Haupte und Wuttränen in den Augen stehen, bis Pimento seine Anklage beendet hatte.

„Sprecht Ihr jetzt!“ sagte der Präsident endlich zu ihm.

Doch man sah wohl an den Blicken der Richter, daß sie wenig Sympathie für diesen Störenfried hatten, der die Feierlichkeit der Sitzung mit seinen Protesten unterbrach.

Batische begann zitternd vor Zorn zu stammeln; weil er selbst seine Sache für sehr gerecht hielt, wußte er nicht, wie er seine Verteidigung einleiten sollte. Man hatte ihn betrogen. Dieser Pimento war ein Lügner und außerdem sein erklärter Feind. Der Atandador hatte ihm gesagt, er wäre um fünf Uhr morgens an der Reihe, er erinnerte sich dessen ganz



genau, und jetzt behauptete dieser Mensch, es wäre um zwei Uhr gewesen. Das alles tat er nur, um ihm zu einer Strafe zu verhelfen, und um das Getreide zu töten, von dem das Leben seiner Familie abhing. Galt dem Gerichtshof das Wort eines Ehrenmannes etwas? Nun denn, was er sagte, war die Wahrheit, wenn er auch keine Zeugen vorzuführen hatte, es war ja nicht möglich, daß die Herren Richter, die doch so gute Menschen waren, zu so einem Hallunken, wie Pimento, Vertrauen haben konnten.

Der Schah des Präsidenten klopfte auf die Niesen und beschwor so die Sturmflut von Protesten, die sich unter den Zuhörern erhob.

„Schweigt!“

Und Batiste sagte nichts mehr, während das siebentöpfige Ungeheuer sich auf dem Damastsofa zusammendrängte und beratend tuschelte.

„Das Gericht beschließt,“ sagte der „älteste Kanal“. Es trat eine tiefe Stille ein. Alle diese Zuhörer, die sich gegen die Schranke drängten, zeigten in ihren Augen eine gewisse Angst, als hätte das Urteil sie persönlich betroffen. Sie hingen förmlich an den Lippen des Richters. Der Batiste Borrull wird zwei Vire für das Vergehen und vier Heller für die Ungebühr bezahlen. Ein Murren der Befriedigung durchlief die Anwesenden, und ein altes Weib klatschte sogar in die Hände und rief unter dem Lächeln des Publikums: „Bravo! Bravo!“

Batiste verließ den Gerichtshof mit trüben Augen und gesenktem Haupte, als wolle er sich auf jemand stürzen, und Pimento blieb kluglich zurück. Hätte die Menge sich nicht geöffnet, um ihn durchzulassen, er hätte sicherlich mit seinen Verküfersäufen darauf losgeschlagen.

Er entfernte sich und begab sich zu seinen Besitzern, um ihnen zu erzählen, was ihm zugestoßen war. Er sprach von der Bosheit dieser Menschen, die ihm mit eigensinniger Hartnäckigkeit das Leben erschwerten und machte sich eine Stunde später, von den Worten der Herren ein wenig beruhigt, wieder nach seinem Hof auf den Weg.

Welche unerträgliche Qual! Auf dem schmalen Wege nach Alboraya begegnete er böswilligen Nachbarn, Leuten, die er niemals grüßte; sie gingen neben ihnen mit Mist beladenen Wagen oder saßen auf den leeren Sattelförben ihrer Esel. Viele von ihnen hatten seiner Verurteilung beigewohnt. Als er an ihnen vorüberging, schwiegen sie und bemühten sich, ihren Ernst zu bewahren, obwohl eine fröhliche Bosheit aus ihren Augen leuchtete; doch sobald er einen Vorsprung gewonnen, ertönte unverschämtes Lachen hinter ihm drein, und er hörte sogar die Stimme eines jungen Burschen, der, den feierlichen Ton des Präsidenten nachahmend, ausrief:

„Vier Heller Ungebühr!“

Er bemerkte aus der Ferne vor der Tür von Copas Schenke seinen Ankläger Pimento, der, den Krug in der Hand, im Mittelpunkt einer Gruppe von Kameraden gestikuliert, als wolle er die Proteste und Klagen des Mannes, den er angezeigt hatte, nachmachen. Alle lachten, diese Verurteilung war für die Huerta ein Gegenstand allgemeiner Freude.

Er begriff jetzt, warum es Menschen geben kann, die töten. Ein Zittern bewegte die Muskeln seiner kräftigen Arme, und er fühlte in seinen Händen ein schreckliches Buben.

(Fortsetzung folgt.)

## Kleines feuilleton.

tg. Der Hauspion. Das kleine spitze Fräulein Schwarz hielt die Nachbarin am Ärmel fest: „O, liebe Frau Veier, ob ich es gehört habe! Ganz deutlich, so deutlich wie Ihre Worte, die Sie jetzt zu mir sprechen. Sehen Sie, meine Tür hier geht doch direkt auf den Hausflur. Von meinem Korridor aus verstehe ich jedes Wort, das draußen gesprochen wird. Und wenn ich mein Ohr ans Schlüsselloch lege, könnte keine Rahe draußen vorbeigehen, ohne daß ich sie höre. Nein, liebe Frau Veier, glauben Sie nur nicht, daß ich mich täusche.“

Die große, stämmige Frau Veier blickte lächelnd in das erregte Gesicht des spitzen Fräuleins und sagte bedächtig: „Nee, nee. Sie sind ja dafür bekannt, Fräulein Schwarz, daß Sie die Klöße küssen können. Wir wissen Sie, worüber ich mir bloß wundere: daß Sie um zwölfen in der Nacht noch an't Schlüsselloch liegen statt in der Posen.“

„Liebe Frau Veier! Ich sehe die Dinge eben vorher kommen! Gestern mittag hörte ich jemand die Treppe herunterrauschen. Aha,

denk ich, die kleine Walter! Wichtig! Wie ich durch die Türriße sehe, ist sie's. Da ist etwas am Werk — sagte ich mir gleich — dies erwartungsvolle Gesicht; aufgedonnert, Lackstube, Rosafant, Glacés — aha! Mich täuscht man nicht, Frau Veier! Ich mach also die Tür ganz auf und trete der Kleinen so ganz zufällig in den Weg, sage ganz unschuldig: „Na, Fräulein Hedwig, keinen Spaziergang machen?“ „Ach nein,“ antwortet sie, sieht auf ihre Lackspitzen und wird ganz rot: „Ich gehe zum Geburtstag einer Freundin.“ Na, denk ich, mach Du andere Leute dumm! Eine Freundin mit einem Schnurrbart, ja! Und richtig —

„Sie hätten alles schon vorher ganz genau jehußt!“ fiel Frau Veier ein und nickte recht niederträchtig.

„Ob ich es hatte! Ich warte den ganzen Nachmittag, ich warte den ganzen Abend hinter meinem Fenster, hinter der Gardine — da kann mich kein Mensch von draußen sehen! — Ich warte also und warte, die kleine Walter kommt nicht! Zünde extra kein Licht an, und bin bloß im Trab einmal nach der Küche, um mir ein Butterbrot zu holen, im Trab, damit mir das Vögelchen nicht durch das Reh geht und warte weiter. Nicht mal richtig Abendrot konnte ich essen um das dumme Ding! Gehört das nicht um acht Uhr nach Hause? Nein, es wird neun, es wird zehn — Sie können sich meine Entrüstung denken; ich bibberte vor Frost schon am ganzen Leibe! — Es wird elf, es wird halb zwölf — na, denke ich, das ist ja eine saubere Pflanzel! Ich hab ihr noch ganz andere Namen beigelegt! Man meint doch, man wohnt in einem anständigen Haus! Also, wo war ich gleich? Richtig, ich bibberte und kriegte schon ganz blaue Finger, da, drei Minuten nach dreiviertel zwölf seh ich sie ankommen. Arm in Arm — mit ihrer „Freundin“ natürlich! Aber einen schönen Schnurrbart hatte die Freundin, wie ich vorausgesehen! Bärlisch untergefaßt! Aha, denk ich! Jetzt bist du wirklich neugierig, wie sich die Sache weiter abspinnen wird! Es dauert eine Weile, dann dreht sich der Schlüssel im Schloß. Ich steh natürlich schon auf Strümpfen an der Flurtür. Warte und warte. Mindestens fünf Minuten. Endlich geht die Tür. Und in demselben Augenblick schmagt es — ganz laut und deutlich! Sol!“ Fräulein Schwarz schmalzte mit der Zunge.

„Ja,“ sagte Frau Veier, „wenn Sie e wüßten, wie das gemacht wird. Aber an Ihnen hat sich wohl nie einer vergriffen.“

„Nein, liebe Frau Veier! Ich bin Gott sei Dank so erzogen, daß ich mich nicht in einem dunklen Hausflur küssen lasse.“

„Meinen Sie, daß das einer am hellen Tage tut oder bei der Lampe?“

„Wenn ich gewollt hätte, liebe Frau Veier —! Aber ich bin in Ehren unverheiratet geblieben und niemand kann mir etwas nachsagen. Niemand!“ Fräulein Schwarz betupfte sich mit dem weißen Taschentuch erregt das Gesicht. „Wenn ich daran denke, werde ich schon rot! Wissen Sie, ich habe bloß darauf gewartet, daß der junge Mann mit hereinkommen würde und daß sie sich dann vor meiner Türe geküßt hätten. Eine Lampe hätte ich heimlich geholt und wäre plötzlich dazwischen geplatzt.“

„Ja, das war ja nu nichts. Um das Vergnügen sind Sie gekommen. Schadel!“

„Eins, zwei, drei war die Kleine die Treppe hinauf — pft!“ Fräulein Schwarz unterdrückte sich und horchte: „Da kommt Frau Walter. Ich kenne sie am Schritt. Glauben Sie, daß ich jede n hier im Hause am Schritt kenne? — Guten Morgen, liebe Frau Walter. Nun, Einkäufe besorgt? Es ist recht kalt geworden, nicht wahr?“

„Ja.“ Frau Walter blieb stehen. „Ich hab eben für mich und meine Hete Filzschuhe gekauft. Bei dieser Jahreszeit —“

„Kriegt man leicht kalte Füße, das ich wahr. Kamentlich wenn so ein junges Mädchen im Hausflur steht.“

Frau Veier stieß Fräulein Schwarz in die Rippen.

Die ließ sich nicht stören: „Nun kann man wohl zur Verlobung gratulieren?“

„Verlobung?“ Frau Walter fiel aus den Wollen.

„Ach was!“ Frau Veier sagte sie unter den Arm. „kommen Sie doch. Fräulein Schwarz hat schon wieder mal die Mäuse niesen hören.“

Die kleinen Augen des Fräuleins funkelten in dem gelben Gesicht: „Wenn die Mütter schlafen, muß ein anderer wachen! Guten Sie Ihre Tochter, Frau Walter! Ein Mann hat sie heute nacht in der Haustür geküßt!“

„Was?“ Frau Walter erstarrte. „Meine Hete — ein Mann? Fräulein Schwarz, nehmen Sie sich in acht! Meine Tochter war zum Geburtstag einer Freundin gestern.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte das Fräulein. „Deshalb ist sie jedenfalls auch so vergnügt heute. Den ganzen Morgen schon singt mir das über dem Kopfe herum.“

Frau Walter war bereits eine halbe Treppe hinauf, gleich darauf die ganze. Sie hörten eine Tür klappen. Dann einen heftigen Wortwechsel mit der Tochter.

„Kommen Sie,“ flüsterte Fräulein Schwarz und schlich wie eine Rahe die Treppe hinauf. „Ich bin neugierig, wie die Sache sich weiter abspinnen wird.“

Sie waren kaum oben, da klatschte es. Hete schrie.

„Wie brutal die Frau ist!“ flüsterte Fräulein Schwarz und zog sich ängstlich ein wenig von der Tür zurück.

„Sie seien man ganz still!“ schrie Frau Veier und zog die Glocke.

Frau Walter öffnete, erregt, mit rotem Gesicht.

„Lassen Sie sich doch nicht von der alten Klatschbase in Put



bringen," mahnte Frau Weier. „Das Stück geht ja bloß darauf aus!"

„Ich?" Fräulein Schwarz erblähte empört. „Ich? Was hab ich denn groß getan? Was hab ich denn gesagt? Gar nichts hab ich gesagt!"

Frau Weier bebte vor Entrüstung. Sie stemmte einen Arm in die Seite und schwang drohend eine kräftige Hand: „Ja kann Ihnen bloß raten: kommen Sie sich noch mal vor meine Tür, verstehen Sie! Da haben Sie neulich auch gestanden! Sonst ha u ich Ihnen eine runter, daß Ihre elende Spioniervisage acht Wochen wie'n jekochter Krebs ausfieht!"

Fräulein Schwarz stand eine halbe Treppe tiefer und jammerte: „Das hat man nun davon. Alles haßt auf mir armen, altem Mädchen herum. Immer soll ich schuld sein. Und ich will doch nur das Beste der Leute!"

Dann war sie plötzlich verschwunden, ohne daß man sie gehen hörte. Lautlos öffnete und schloß sich ihre Tür. —

— Woher kommt die Bezeichnung „Tituskopf?" Diese Frage beantwortet eine Mitteilung R. N a u m a n n s im letzten Heft der „Zeitschrift für Deutsche Wortforschung" wie folgt:

„Der berühmte französische Schauspieler T a l m a , geboren den 15. Januar 1766, legte, wie er in seinen „Memoiren" berichtet, großen Wert darauf, keine historischen Rollen in möglichst treuen, der Zeit des dargestellten Stückes entsprechenden Kostümen zu spielen. Talma rühmt sich sogar, daß man den Geschmack in der Kostümierung, die Wahrheit in der äußeren Erscheinung einer antiken Person ihm allein verdanke. So war er der erste, der als „wahrer Römer" auftrat, „in vollener Kleidung, im echten antiken Cothurn mit nackten Armen und Beinen". Als er auf die Bühne trat, brachte er, so erzählt Talma, eine ungeheure Wirkung hervor. Madame Vestris, die sich gerade auf der Bühne befand, sah ihn vom Kopf bis zu den Füßen an. „Aber", sagte sie mitten in der Rolle, „Sie haben ja nackte Arme, Talma."

„Ganz so wie die alten Römer."

„Aber Sie haben ja auch keine Hosen an."

„Die Römer trugen auch keine."

„Sie Schwein!" rief sie aus.

Madame Vestris konnte vor Zorn nichts weiter sagen und ging wütend ab, ohne begreifen zu können, wie Talma bei vollem Verstande eine solche Ungebührlichkeit begehen konnte.

Bei seinen Kostümkstudien unterstützte Talma Voucher, über den sich Talma folgendermaßen ausläßt: „Uebrigens hatten wir in der rue Richelieu ein Individuum, welches als Kostümezeichner ganz vorzüglich war: einen unserer Kameraden, namens Voucher, der als Maler nicht ohne Talent war, und mit dem ich ganze Tage in der Bibliothek zubrachte."

Im Mai 1791 wurde in der Comédie-Francaise der „Brutus" von Voltaire neu einstudiert. Talma stellte den Titus dar. Er ließ sich die Haare nach dem Modell einer antiken Wüste schneiden. Diese Neuerung brachte, wie Talma erzählt, eine so große Wirkung hervor, daß acht Tage danach alle jungen Leute das Haar kurz geschoren hatten und daß sich die Coiffure à la Titus von jenem Theaterabend her schreibt. —

hl. Hochzeitsgebräuche in Finnland. Eine merkwürdige Mischung von alten heidnischen Gebräuchen und religiösen Zeremonien gibt sich noch in den Sitten mancher Gegenden Finnlands kund. So sind die Hochzeitsfeierlichkeiten, wie sie in den nahe an der Grenze Rußlands gelegenen finnischen Gebieten begangen werden, volkstümlich von hohem Interesse, da hier gewisse primitive Formen der Ehe noch deutlich erkennbar sind. Das Fest einer Hochzeit ist in Finnland einem Begräbnis viel ähnlicher als einer Freudenfeier, und die „glückliche Braut" ist in Schmerz und Tränen aufgelöst. Vielleicht fühlen sich aber die finnischen Bräute gar nicht so furchtbar unglücklich, als sie es erscheinen müssen; aber es wäre ein arger Verstoß gegen jede gute Sitte, wenn sie nicht eine tiefe Melancholie zur Schau tragen würden. Die Großmutter der Braut, die Mutter, die Schwestern und die Freundinnen, alle weinen sie bitterlich, und dem armen jungen Mädchen bleibt nichts übrig, als in den Heulchorus einzustimmen. Man darf wohl annehmen, daß diese Traurigkeit aus den Zeiten der Raubehe noch übrig geblieben ist, wo der plötzliche Ueberfall das gewaltsame Herausreißen des Mädchens Jammer und Klage vorrief. Auch heute noch sind die Formen der Raubehe in Fin. ) durchaus festgehalten. Der Bewerber verhandelt nicht mit dem Mädchen, sondern mit dem Vater durch einen berufsmäßigen Advokaten, der sich über Mitgift und Anlage des Vermögens des jungen Mädchens erkundigt. Ist der Abgesandte über die materiellen Fragen unterrichtet und durch die Auskunft befriedigt, so läßt er mit diplomatischer Gleichgültigkeit die Frage einschießen, ob man die Tochter zu verheiraten wünsche, und auf eine bejahende Antwort hin lehrt er mit den Eltern des jungen Mannes zurück, worauf eine gemeinsame Vereinbarung getroffen und im feierlichen Vertrag geschlossen wird. Einige Tage vor der anberaumten Hochzeit beginnen die Trauerzeremonien, durch die die Finnländerin in das Glück der Ehe einget. Unter schwermütigen Gesängen und melancholischen Reden verfließen die Tage, bis der Tag vor der Hochzeit, der „Tag der Tränen" hereinbricht. An diesem findet die Zeremonie des Wades statt. Schon früh am Morgen nimmt die Braut, von ihren Freundinnen umgeben, auf einer Bank vor dem Hause Platz, während die berufsmäßigen Klageweiber höchst wehleidige Gesänge anstimmen. Dann

erhebt sie sich und bittet mit genau vorgezeichneten Worten und tränenerstickter Stimme ihren Bruder, Holz zum Heizen des Bades zu holen, dann die Schwester, das Bad zu bereiten, und die liebste ihrer Freundinnen, das Wasser aus dem Brunnen zu holen. „Laßt mich noch einmal baden. Damit ich von meinem so weißen Körper jede Spur des Unreinen und aus meinem Herzen den qualenden Kummer entferne," das ist der Inhalt eines eintönigen Gesanges, der während der Vorbereitungen zum Bade erklingt; er wird wie alle diese Hymnen mündlich unter den Finnen überliefert, und es gibt eine ganze Reihe poetisch sehr reizvoller Hochzeitsklagen. Die Braut kehrt mit ihren Gefährtinnen aus dem Bade zurück; sie stützt sich auf die Führerin der Klageweiber. Am Eingang des Hauses tritt ihr ihr Bruder, der bei dieser Zeremonie eine große Rolle spielt entgegen; er trägt in der Hand ein merkwürdig geformtes Gefäß, das mit geweihtem Wasser gefüllt ist, und reicht es der Schwester, daß sie sich damit betreuzeige, um böse Geister und Krankheiten damit zu vertreiben. So mischen sich heidnische und christliche Vorstellungen durcheinander. Dann erscheint die Mutter, ganz in Tränen aufgelöst, und führt die Tochter mit ihren Begleiterinnen in das Innere des Hauses. Alle wenden hier ihr Antlitz nach Osten, werfen sich vor den Heiligenbildern nieder und berühren mit der Stirn den Fußboden. Sie rufen den Segen des Himmels auf die Braut herab, während die Männer der Familie in feierlichem Ernst dabeistehen. Dann nehmen sie ein sehr bescheidenes Mahl ein, und zwar nur die Verwandten und Freundinnen der Braut; der Bräutigam ist am „Tränentag" nicht sichtbar, da dieser Tag dem traurigen Abschied der Braut von der glücklichen Zeit ihrer Unschuld allein geweiht ist. Auch in diesem Vellagen des traurigen Loses der Ehegattin und in dem Preis der Jungfräulichkeit können wir Anklänge an orientalische Sitten finden, nach denen die Frau nur die Sklavin des Mannes ist und für ihn arbeiten muß. Nach dem Mahl macht die Braut mit den jungen Mädchen und den Tränenfrauen Abschieds- einem melancholischen Gesang begrüßt, der das traurige Ereignis einem melancholischen Gesand begrüßt, der das traurige Ereignis anlandet. Rührende Szenen des Abschieds mit Küffen, Tränen und Umarmungen lösen einander ab; die Braut erhält keine Geschenke und empfiehlt sich wieder unter neuen Gesängen und Komplimenten. Bewundernswert ist die unerschöpfliche Tränenfülle und die nie ermüdende Zungenfertigkeit, die den finnischen Frauen dabei zu Gebote steht. Dazwischen wird bei allen diesen Besuchen von der vorgesehten Aufwartung eifrig gegessen. Unterdessen hat die Mutter der Braut ebenfalls mit Kochen, Baden und Braten ihre Vorbereitungen für das feierliche Mahl getroffen, das den „Tag der Tränen" beschließen soll. Man setzt sich zu Tisch, und wieder arbeiten die Tränenröhen, wieder sind alle Augen mit Wasser gefüllt. Das gute Essen scheint die Nahrung noch zu steigern; sie weinen alle, weinen, weinen. Alle jungen Mädchen tragen ein breites Band um die Stirn geschlungen, das hinten am Kopf geknüpft ist und in zwei langen Schleifen auf den Rücken flattert. Dieses Band hält das gestickte, sehr kostbare Taschentuch fest, das als Kopfschmud über die Haare gelegt ist. Der Braut wird zum Symbol ihrer Frauenschaft das Band von der Stirn genommen, dann wird ihr die aus Föpfen geflochtene Frisur der Mädchenjahre aufgelöst, denn die finnische Ehefrau trägt eine andere Haartracht als das Mädchen. Dazu erklingt wieder ein besonderer Gesang. Am Morgen des Hochzeitstages naht der Zug des Bewerbers mit seinem Anhang. Von den Klagefrauen geleitet, erscheint die Braut auf dem Hofe, und zum Reiden ihrer Untertuefung unter ihren künftigen Herrn muß sie sich auf die Knie beugen und die Stirn tief gegen die Erde drücken. Dann folgt die Austreibung der bösen Geister durch den Zauberer oder „Pataasla". Er nimmt das gestickte Taschentuch der Braut und beschreibt drei geheimnisvolle Kreise um das junge Paar, indem er dazu alle Zaubersprüche murmelt. Man glaubt sich bei solchen Zeremonien in die Zeiten des Mittelalters zurückversetzt, bemerkt „Le Tour du Monde" zu dieser Schilderung. —

Theater.

— Die „Neue Freie Volksbühne" führte am Mittwoch im Neuen Theater „Die Aschenbachs" von Armin Gimmertal auf. — Es sind die alten und die jungen Aschenbachs, aber es ist nicht die alte und die junge Welt, die sich an einander reiden. So weit greift das Stück nicht aus. Es macht bei den Charakteren Halt. Der alte Aschenbach ist ein Geiztragen, der Besitz und Kommando im Hause nicht an die Jungen abtreten will. Er gehört eben aufs Altenteil. Da könnte er herumhocken. Sein Sohn ist fleißig und kann arbeiten. Und er möchte nun die Rosale Mehrbach ins Haus bringen und sich zur Frau nehmen. Mit ihr könnte er tüchtig wirtschaften, denn die ist wie er, fleißig, klug und fröhlich. Die Alten sollten dann gut haben. Aber die Rosale brachte nur ihre junge Kraft, Vermögen hat sie keines. Drum mag sie der Alte nicht. Er will keine, die ihm sein bißchen Sach nehmen und ihn beiseite schieben könnt. Anders nun aber, wie eine Erbschaft in Aussicht ist. Da besitzt der Schlauberger die Hochzeit. Aber der vertrauete Anicheler hat sich verrechnet. Der Rosale ist nichts vermacht worden von der Rufine. Und wenns erst gut gewesen war zwischen den Alten und Jungen, erst, solange die Sache nicht sicher war, bald wird alles schlecht. Das nörgelnde Regiment und die stachelnde und stachelnde Bosheit des Alten werden unerträglich. Er ist der Fluch im Hause. Er nimmt erstmal den Jungen alle Arbeit weg, daß sie beschämt und verschrien im Dorf als Faulenzler dastehen, die alles den Eltern aufbürden und sich selbst



ein gut Leben machen. Er hat ihnen das Recht auf Arbeit genommen, um das Recht auf eigenen Erwerb nicht zuzugestehen zu müssen. Und da ist die Nojale. Ein Mensch, der sich nicht duden kann. Ein Mensch, der freien, breiten Raum braucht. Ein Mensch, der seinen geraden und gesunden Egoismus nicht dran gibt, geh's wie's will. Und es geht abwärts. Der Alte ist die Treppe heruntergestürzt, die er selbst ausgebeßert hat und hat sich zum Krüppel gefallen. Nun gehört alle Arbeit den Jungen. Sie schaffen wie die Feinde. Besonders die Nojale. Aber es ist kein Segen in ihrer Arbeit. Alles was sie bauen und aufrichten wollen, das steht auf hohlem Grund. Der Vater unterwühlt's. Er schädigt sie auf jede Art, denn einmal kann es seine Gabsucht nicht verwürgen, daß er nicht mehr der Kommandierende im Hause sein soll, und dann haßt er die Nojale. Er sät Unkraut in ihren Weizen, bis es die gute und schöne Saat ersticht. Er treibt dem Sohne die Gläubiger auf den Hals, er bringt ihn in Verruf als Schuldenmacher, er liefert ihn der Verachtung der Leute aus, indem er sich als Wettler auf die Straße stellt. Dadurch verschert er seinem Sohne die Gunst des Rittmeisters, der Hilfe bringen wollte. Die inneren Verhältnisse hat er längst zerrüttet. Selbst die Liebe zwischen den jungen Leuten hat er zerrieben, daß sie leer zu einander stehen, leer mit der Enttäuschung und dem Seltsamen, leer in Vorwurf und Neue —: sei's doch wieder, wie es war. Bei Nojale schloßst das aus so wehem gemartertem Herzen auf, um so härter und bitterer, als sie wehende Fahnen einst ins Leben getragen und alles gut und schön und glücklich gewollt hatte. Selbst zur Mutter ist sie nun hart geworden. Sie ist hier nur ein geheimes verachtetes Schaffvieh. Noch nicht gebrochen, aber fremd. Ihr Mann schenkt ihr kein Vertrauen mehr. Er frißt alles still in sich hinein, und sie ahnt's und weiß es, daß er da einmal dran ersticken müsse. Aber sie achtet ihn auch nicht mehr voll, und deshalb liebt sie ihn nicht mehr. Wenn sie ihn ansieht, so weiß sie: man muß jemand kennen, wenn man ihn lieben soll. Sie hat ihn früher nicht gekannt, sie kennt ihn jetzt. Wenn sie die Verhältnisse ansieht, so weiß sie: ich hatte zu viel Platz nötig für mich, da paßte ich nicht in dieses Haus. In dieses Haus hätte jemand gepaßt, der dünn gewesen wäre und nichts für sich beansprucht hätte. Der unbemerkte sich in den Preis eingefügt hätte, wie das Winchen etwa, auf das sie einmal eifersüchtig gewesen war. Und nun, wie die Katastrophe hereingebrochen ist, wie Heinrich seinen Vater erschlagen, da fühlt sie selbst ihr Teil Schuld. Sie stürzt ihrem Manne nach zu den Gendarmen. Und wie in Nojeggers „Am Tage des Gerichts“, so fühlen ihre Schuld auch die anderen.

Hedwig Wangal hat die Nojale dargestellt. Sie hat aus der Rolle eine lebendige Gestalt gemacht, von einer Einheit und Rundung, von einer solchen Starktönigkeit und einem so ergreifenden Gefühl in allen Mädchen- und Frauentönen, daß sie, selbst in einer Abgerundetheit der Gesamtdarstellung, wie diese war, alles und alle übertrug. In ihrer Leistung war der Glanz der Schtheit, in der das künstliche Kunst und die Kunst Leben wird. Paul Wegener aus Hamburg spielte den Typus des alten kräftigen Aschenbach mit allen schauspielerischen Feinheiten und viel, allzuviel, bewußt markierendem Detail. Emilie Kurz war eine vortreffliche alte Frau Aschenbach, während Albert Steinrück sich bergends bemühte, seiner Rolle zu geben, was ihr vom Verfasser des Stüdes versagt worden. Seine Darstellung übte nicht die volle Ueberzeugungskraft aus. Das ist aber so leicht bei Stücken der Fall, die einen stark illustrativen Charakter in ihrer Anlage haben. Man muß ihren Worten mehr glauben als ihrem Handeln. In Heinrich ist das Werden versäumt. Nur in Nojale liegt es. Und darum liegt die Möglichkeit in dieser Rolle, entwidelt und wachsend darzustellen. Sonst ist alles Gewordensein in dem Stück. Das wird den Schauspielern immer gefährlich. Es kann nur da ganz überwunden werden, wo einem Dichter die Sprache Gewalt gibt, oder wo eine knappe Komposition auf eine scharfe Pointierung zusammenzieht. Der Verfasser besaß sich, seinen Erfolg zu quittieren. Nach dem zweiten Akte erschien er regelmäßig mit den Darstellern. Wenn das in Berlin so Brauch ist, so ist's kein schöner Brauch, muß ich sagen. —

**Medizinisches.**

en. Die Entstehung und Behandlung der Bleichsucht. Die Bleichsucht oder Mutarum gehört zu den Leiden, denen auch die moderne Heilkunde noch nicht so recht hat bekommen können. Dr. Wallian hält in einer Zuschrift an den „Lancet“ das Wort Bleichsucht (Anämie) in seinem allgemeinen Gebrauch überhaupt für irreführend. Er ist der Ansicht, daß der Zustand, der den Arzt zu beschäftigen hat und in seiner Behandlung die schärfste Beachtung fordert, richtiger durch den Namen Dysämie bezeichnet werden würde. Danach ist nicht die Blutarum, sondern die schlechte Beschaffenheit des Blutes zu betonen. Bei allen Zuständen der Bleichsucht erstreckt sich der Verlust in der Zusammenziehung des Blutes hauptsächlich auf die Eiweißkörper und den roten Blutfarbstoff. Auf ihren Ersatz in reichlicher Menge und in leichtverdaulicher Form muß also in erster Linie Rücksicht genommen werden. In der früheren Annahme, daß man dem Bleichsuchtigen ohne Unterschied Eisen zuführen müsse, weil ein Eisensalz der wesentliche Bestandteil des roten Blutfarbstoffes ist, kann nicht länger aufrecht erhalten werden. Immerhin bleibt die Tatsache bestehen, daß das Eisen etwa ein Halb vom Hundert des roten Blutfarbstoffes in gesundem Zustande bildet. Die Bekämpfung der Bleichsucht muß

darauf gerichtet sein, die ständige Eiweißerschöpfung des Blutes durch den in seinen Geweben unaufhaltsam vor sich gehenden Stoffwechsel zu vermeiden oder wieder auszugleichen, weil sonst der menschliche Organismus einem allmählichen Verfall entgegengeht. Von den getrockneten Bestandteilen der roten Blutkörperchen sind acht vom Hundert Eiweißstoffe und neunzig vom Hundert roter Blutfarbstoff. Eisensalze werden meist von Nutzen sein, aber sie können in der gewöhnlichen anorganischen Form nur zu geringem Teil vom Körper aufgenommen und ausgenutzt werden. Besser wirken sie, wenn sie in Verbindung mit Eiweißstoffen dargereicht werden. Sorgfältige chemische Untersuchungen haben gezeigt, daß die wichtigste Quelle eisenhaltiger Verbindungen in Pflanzenstoffen zu finden sind, namentlich in Hülsenfrüchten, Linsen, Spinat usw. Der Physiologe und der Chemiker haben die Aufgabe, auszuforschen, wie dem Bleichsuchtigen diese Stoffe am leichtesten zugeführt werden können, jedenfalls ist neben guter geeigneter Nahrung auch ein reichlicher Genuß frischer Luft für die Behandlung der Bleichsucht erforderlich. —

**Aus dem Tierleben.**

— Von der Zutraulichkeit eines Schmetterlings berichtet Dr. Robier in Ruess (Charente). Es lebt in Französisch-Guyana und wahrscheinlich auch in anderen Gegenden des tropischen Amerikas ein Schmetterling, der durch die Gegenwart des Menschen herbeigelockt wird. Es ist ein herrlicher Tagfalter von mehr als Durchschnittgröße, der, wie es sein glänzendes blaues Gewand verrät, zur Gruppe Morpho gehört. Er bewohnt den Urwald. Wenn man eine Zeilang in jenen einsamen Gebieten dahinwandelt, kommt es nicht selten vor, daß er plötzlich aus der Tiefe des Waldes auftaucht und dem Wanderer zur Seite erscheint. Sein Flug ist geräuschlos, stoßweise, und in demselben Maße, wie man auf dem kaum erkennbaren Pfade vorwärtszieht, hält er sich, ohne einen je aus dem Auge zu verlieren, auf gleicher Höhe. Sorgsam bleibt er in sicherer Entfernung, die er stets zu bewahren weiß; niemals setzt er sich nieder. Nachdem er einen eine Weile begleitet hat, fliegt er davon und verschwindet in gleich geheimnisvoller Weise, wie er auftauchte, um oft nach kurzer Zwischenzeit wieder von einem seiner Artgenossen ersetzt zu werden, der dann dasselbe Spiel beginnt. In der Tat darf man sagen, daß dieser Schmetterling zum wahren Gefährten in dieser ungeborenen Waldesamkeit wird, wo kein Geräusch die schwüle Stille stört und sonst kein Zeichen an das Vorhandensein eines lebenden Wesens erinnert. Manchmal lassen sich mehrere Falter bei einander beobachten, doch immer nur in sehr beschränkter Zahl. Dr. Robier erinnert sich nicht, jemals mehr als zwei zugleich gesehen zu haben. — („Prometheus“.)

**Notizen.**

- Mag Halbes „Insel der Seligen“ wird am 9. Dezember im Münchener Schauspielhaus zum erstenmal aufgeführt. —
- „Der Helfer“, ein neues Schauspiel von Felix Philipp, gelangt demnächst am Burgtheater in Wien zur Uraufführung. —
- Das „Theater des Westens“ bringt nächstens eine neue Operette von Gysler: „Pufferl“ heraus. —
- Im Albrecht Dürer-Haus, Kronenstr. 18, findet bei freiem Eintritt vom 24.—30. November eine Ausstellung von Drucken nach Werken Adolf Menzels statt. —
- Der neue Komet ist, nach einer Meldung der Sternwarte Königsstuhl, mit bloßem Auge auffindbar. Mit dem Opernglas gesehen, erscheint er als ein runderlicher Nebelfleck mit schwachem Kern. —
- u. Salpetersäure in verdünnter Milch. Bekanntlich ist in dem Wasser, das wir zum Trinken und zu den sonstigen Gebrauchszwecken verwenden, stets ein wenig Salpetersäure vorhanden, und wir müssen nur darauf achten, daß nicht zu viel Salpetersäure im Wasser enthalten ist, weil dadurch das Trinkwasser ungesund und schädlich werden würde. Eine kleine Menge Salpetersäure im Wasser wird aber nicht nur nicht unangenehm empfunden, sie kann sogar in gewisser Beziehung noch nützlich wirken, indem sie nämlich zum Verräter wird, wenn Milch durch Wasserzuzug verfälscht wurde. Reine, unverfälschte Milch enthält nämlich keine Salpetersäure und wenn die chemische Untersuchung der Milch ergibt, daß sich die genannte Säure in ihr befindet, kann mit Sicherheit geschlossen werden, daß Wasser künstlich zugesetzt worden ist; dabei ist gerade der Umstand von Wichtigkeit, daß wir in jedem Wasser Salpetersäure haben. Dem dieser Umstand allein gibt uns die Sicherheit, wenn in einer Milch die Säure nicht nachzuweisen war, zu wissen, daß auch kein Wasser zugesetzt ist; dies ist sogar die einzig sichere Prüfung auf Wasserzuzug, und sie ist viel sicherer, als die mit dem Galaktometer. —
- Auch eine Auffassung. Im Geschichtsunterricht hatte ich — so erzählt der „Tägl. Rundsch.“ ein Leser — den Schülern von der Pest in der Heimatstadt im Jahre 1681 erzählt, die die Stadt fast entvölkerte. Darüber wurden Vorfälle geschrieben. Der Schluß eines solchen lautete: „Daß die Leute wieder fröhlicher wurden, das sieht man daran, daß im Jahre 1682 48 Hochzeiten gefeiert wurden. Gott möge uns in Zukunft vor solch einer Sünde bewahren.“ —